

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 62 (1958-1959)

Heft: 3

Artikel: Hinauslehnen verboten

Autor: Guareschi, Giovanni

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664439>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

M I T E I N E R R O T E N N E L K E

Journalisten haben in mehrfacher Hinsicht ein trauriges Los. Es ist schon so oft besungen worden, dass ich von weiterer Erläuterung dieses Themas abstehen will. Ausserdem gefällt mir mein Beruf, der zur Hauptsache aus Journalismus besteht, enorm. Aber es gibt da gewisse Situationen, die so verzwickt sind, dass sie modernen Romanautoren geradezu zur Inspiration dienen könnten. Oder was sagen Sie zu dem:

Ein Herr, der mich aus journalistischen Gründen kennenlernen will, beziehungsweise muss, erkundigt sich, ob er vielleicht eine rote Nelke ins Knopfloch stecken solle, von wegen Erkennungszeichen und so. Wir einigen uns schliesslich auf ein gelbes Kuvert, da ersteres etwas allzu Unternehmungslustiges an sich habe. Ich setze mich also ins Restaurant, warte auf Männer mit gelben Kuverts und fasse deshalb jeden Eintretenden schärfstens ins Auge. Du lieber Himmel, was da nicht alles mit Kuverts aller Gelbschattierungen herumläuft! Ich fixiere also alle gründlich, die Männer mit den Kuverts, ernte maliziöse (von Männern) und wütende bis vernichtende Blicke (von Begleiterinnen) und sitze schliesslich ziemlich entmutigt an meinem Tischchen. Endlich entströmt der Türe ein Herr mit knallgelbem Kuvert, allein und mit bedeutender Miene. Das muss er sein! Ich stürze ihm entgegen, er stutzt, schüttelt den Kopf und setzt sich schliesslich widerstreitend an meinen Tisch. Nach längerer, verworrenen Unterhaltung fragt er mich geradeheraus, ob ich denn wirklich die Witwe mit dem Eigenheim sei. Ich war es nicht, weder Witwe noch mit Eigenheim. An dieser Stelle trennt er sich schleunigst von mir, denn er gewahrt drei Tische weiter vorne eine Dame, die sowohl nach Witwe als auch nach Liegenschaft aussieht. Nur dass sie bereits mit einem Herrn dasitzt, der eine rote Nelke im Knopfloch trägt. Pikanterweise aber ist die Dame die Witwe, mein Partner ist der ihre und der ihre der meine. Der Liegenschaftsaspirant hatte seine verabredete Nelke aus Sicherheitsgründen weggelassen, um sich

den Rückzug zu sichern, falls die Witwe nicht gefallen sollte. Und mein Partner hatte sich, entgegen jeglicher Verabredung, eine Nelke angesteckt, weil erstens Mai, zweitens er guter Laune und drittens dies ohne jegliche Gefahr für ihn war. Da kenne sich noch einer bei den Männern aus! Für den Witwenanwärter gab es übrigens kein Happy-end: Die Witwe entschied sich für meinen Nelkenliebhaber, der glücklicherweise nicht weiter gebunden und im übrigen so frei war, Haus und Hand der Witwe anzunehmen. Falls Sie einmal in einem Restaurant von einem weiblichen Wesen neueren Datums ziemlich stark fixiert werden, erschrecken Sie nicht. Vermutlich bin es nämlich bloss ich, auf das unbekannte Opfer für ein Interview wartend.

H I N A U S L E H N E N V E R B O T E N

Dieses Spiel gefällt den Müttern und trägt oft bei zur Erheiterung der Abende in der Familie.

Der Vater ist beim Zeitungslesen, die Kinder sitzen auf dem Boden und spielen still vor sich hin. Die Mutter schaut ins Weite, sie hat Augen, die durch alles hindurchsehen, durch die Mauern im Zimmer und jenseits des Lebens. Plötzlich seufzt sie.

«Eines Tages», sagt sie mit leiser Stimme, «eines Tages werde ich nicht mehr da sein . . .»

Die Kinder schauen besorgt zu ihr hin.

«Eines Tages», fährt sie fort, und aus ihren Worten klingt eine leise gequälte Angst, «werdet ihr mich nicht mehr finden, weil ich unter der feuchten, kalten Erde begraben sein werde.»

Die Kinder fangen an unruhig zu werden.

«Arme Mutter», stöhnt die Frau, «arme Mutter, allein auf dem traurigen, stummen Friedhof . . .»

Die Kinder halten den Atem an und haben schon die Augen voller Tränen.

«Und im Winter wird es schneien, und der eisalte Schnee wird auf dem Grab der Mutter liegen», seufzt die Frau.

Die Erwähnung des eiskalten Schnees versetzt die unglücklichen Kinder in finstere Verzweiflung; sie brechen in Schluchzen aus und rennen zur Mutter, um sie jammernd zu umarmen, aber die Mutter ist jetzt so dem Spiel hingegangen, dass sie sich schon ganz wie eine Verstorbene fühlt.

«Arme Waisenkinder, wer wird euch zudecken am Abend? Werdet ihr euch eurer Mutter erinnern?»

Die Kinder schluchzen noch lauter.

«Werdet ihr manchmal auf den Friedhof kommen und Blumen aufs Grab legen?»

Die Waisenkinder heulen jetzt, aber die Frau hat kein Mitleid mit ihnen.

«Wenn ich sterben werde, hinterlasse ich dir die Uhr, und dir dies goldene Kettchen . . .»

Dies ist ein Spiel, das den Frauen gefällt. Und Margerita hat zu ihren andern grossen Fehlern auch den, eine Frau zu sein.

Ich erinnere mich an einen Abend im April. Es regnete und Margerita war gerade dabei, ihr Spiel zu beschliessen. Die Passionaria sass weinend auf ihren Knien und Albertino, nahe neben ihr, las schluchzend weiter in seiner Kinderillustrierten von den letzten Abenteuern der Mickymaus.

«Dir hinterlasse ich mein Fahrrad», sagte Margerita zur Passionaria.

«Und mir?» jammerte Albertino. «Ich kriege kein Fahrrad?»

«Mutters Fahrrad ist ein Damenfahrrad», meinte die Passionaria, «man kann nicht zu zweit damit fahren, weil in der Mitte keine Lenkstange ist. Und dann hast du ja das von Vater, wenn er stirbt.»

«Und wenn der Vater nicht stirbt?» weinte Albertino, der ununterbrochen in seiner Illustrierten weiterlas.

Nun wurde ich unmittelbar in die Sache hineingezogen, aber ich verzog keine Miene, und es vergingen Momente banger Erwartung, unterbrochen vom Schluchzen der beiden Waisenkinder.

«Giovannino», sagte Margerita im sanften Ton des Vorwurfs, «sei so gut, ich bitte dich! Nimm wenigstens Rücksicht auf eine arme Tote. Erspare mir die Sorge und zwinge mich nicht, noch im Grab daran zu denken, dass sich meine beiden Waisenkinder wegen eines solchen Fahrrades in die Haare kommen.»

«Gut», sagte ich zu Albertino. «Wenn ich sterben werde, hinterlasse ich dir mein Fahrrad.»

«Danke», schluchzte Albertino, ohne von seiner Illustrierten aufzuschauen. «Auch die Guzzi.»

Aber jetzt liess die Passionaria ihre beleidigte Stimme hören.

«Er das Motorrad und ich nichts!» schluchzte sie. «Ich, die ich so klein bin und erst fünf Jahre alt, muss zu Fuss gehen und er fährt auf dem Motorrad?»

Margerita unterbrach:

«Warum lügst du? Hast du vielleicht nicht mein Rad?»

«Auch mit dem Fahrrad ist man zu Fuss», antwortete weinend die Passionaria. «Ich will das Motorrad!»

Es kam zu einer erregten Debatte zwischen Margerita und der Passionaria, ob es sich schickt für eine Frau, mit dem Motorrad zu fahren, und das Ergebnis nach Passionarias Meinung war: wenn eine Frau ein Auto fahren kann, das vier Räder hat, kann sie ebensogut ein Motorrad fahren, das nur zwei Räder hat.

Ich suchte nach einer Kompromisslösung:

«Das Motorrad hinterlasse ich euch beiden: Albertino wird fahren und du sitzest hinten drauf.»

Die Passionaria nahm den Vorschlag an.

«Aber die Motorradbrillen möchte ich», beharrte sie.

Hier mischte sich Albertino ein, der sich als Fahrer befugt hielt, die Brillen für sich zu beanspruchen. Und er hatte damit nicht unrecht, aber die Passionaria war fest entschlossen, ihre Errungenschaft für sich zu behalten.

«Gut», beendete ich den Streit, «ich werde noch eine Brille kaufen.»

Auf die liebenswürdigste Art brachte darauf Albertino den Photoapparat aufs Tapet, aber da erhob sich Margerita:

«Genug!» rief sie aus. «Habt doch Respekt vor dem Leichnam eures Vaters! Nichts ist gemeiner, als mit seinem Tod zu spekulieren, solange er noch lebt!»

Albertino und Passionaria wurden brüsk ins Bett geschickt, und als wir allein waren, zündete sich Margerita eine Zigarette an und seufzte:

«Merkwürdige Sache, das. Man hat sich noch nicht daran gewöhnt zu leben, schon muss man sich daran gewöhnen zu sterben. Wir gehen auf einem schmalen Pfad, abgeschnitten am steilen Felsen, und sind doch hoffnungslos mit der Erde verbunden, aber wir fühlen den Zauber des Abgrunds, der Ewigkeit. Und ab und zu fühlen wir das Bedürfnis, in den Abgrund der Ewigkeit hinunterzuschauen.»

«Ja, Margerita», antwortete ich, «und wir achten nicht darauf, dass am Rand des Abgrundes ein Schild angebracht ist, mit der Aufschrift: „Hinauslehnern verboten!“» *

Eines Tages liess mich meine alte Jacke fühlen, dass auch die besten Jacken an den Ellbogen ihre Achillesferse haben, und so zog ich aus dem Schrank die braune Cordsamtjacke hervor und bemerkte, dass jemand unter den Rockkragen ein rundes grünes Zettelchen geklebt hatte.

Die Sache beschäftigte mich nicht weiter, auch nicht, als ich ein weiteres grünes Zettelchen an meinem Schal fand.

Als ich kurz darauf wieder ein grünes rundes Zettelchen auf einer Seite meiner Schreibmaschine entdeckte, machte mich die Sache neugierig.

Ich fand ein grünes Zettelchen unter einem meiner Stühle im Arbeitszimmer: jedoch, als ich den andern Stuhl daraufhin untersuchte, sah ich, dass an ihm ein rotes Zettelchen klebte.

Als ich das neueste Konversationslexikon durchblätterte, fand ich ein grünes Zettelchen im ersten Band (linguistischer Teil) und ein rotes Zettelchen auf dem Einband der zweiten Ausgabe (wissenschaftlicher Teil), während Margerita auf dem Deckel ihres Gasherds gleich zwei Zettelchen nebeneinander entdeckte: ein rotes und ein grünes.

Weitere rote Zettelchen fand Margerita im Futter ihrer Kleider und ich entdeckte grüne fast überall unter meinen Sachen, so dass es beinahe keinen Gegenstand mehr im Hause gab, der nicht rot oder grün, oder gleichzeitig rot und grün ausgezeichnet war.

Als ich meine Brieftasche öffnete, klebte ein rotes Zettelchen auf der Ausweiskarte, ein grünes auf dem Waffenschein. Ein rotes und ein grünes Zettelchen waren auf den einzigen Tausendlireschein geklebt, der sich in meiner Brieftasche befand.

Auch auf dem Taschentuch, das ich herauszog, um mir den Schweiss von der Stirne zu wischen, war ein rotes Zettelchen geklebt.

«Es scheint, als ob wir in einem Kriminalroman leben», sagte Margerita eines Tages. Plötzlich riss sie die Augen auf, denn sie hatte ein rotes Zettelchen auf der Kaffeemaschine entdeckt, die sie gerade in der Hand hielt.

Nach Margeritas Ansicht handelte es sich um eine geheime Gangsterbande mit politischem Hintergrund, die uns verfolgte. «Eines Tages werden wir darauf kommen was diese drohenden Warnungen in Rot und Grün zu bedeuten haben: dann wird es zu spät sein.»

Aber ich hatte meine eigene Meinung und liess mich durch nichts beeindrucken. Ich habe in diesen mysteriösen Dingen eine langjährige Erfahrung, denn ich bin Autor von beinahe dreissig Sendungen über Gerichtsprozesse mit den verschiedensten Fällen und psychologischen Problemen und ähnlichen Dingen. Daher begab ich mich auf den Kriegspfad und stand eines Nachts unvorhergesehen auf und schlich mich, leise wie ein Gespenst, in mein Arbeitszimmer. Und, da das Licht brannte, entdeckte ich die geheime Bande am Werk. Es waren nicht alle, nur die Hälfte der Täter war zugegen. Diese Hälfte war gerade dabei, ein rotes Zettelchen auf den Deckel meiner Kompassschachtel zu kleben.

Die Passionaria erschrak nicht sonderlich, sie machte mir nur ein Zeichen, den Mund zu halten.

«Es war ein grüner Stempel darauf», erklärte sie mir weise. «Jetzt habe ich ihn weggerissen und einen roten aufgeklebt; nun gehört der Drehbleistift mir.»

Für den Verfasser von dreissig Gerichtssendungen braucht es nicht viel, um die Sache klar zu durchschauen: sie hatten beschlossen, die Erbschaft zu verteilen. Albertino klebte ein grünes Zettelchen auf die Gegenstände, die für ihn bestimmt waren, die Passionaria ein rotes auf die, die für sie bestimmt waren. Jetzt arbeitete Passionaria in eigener Sache und beschlagnahmte in betrügerischer Absicht den Kompass, den wir vorher schon in gemeinsamen Einvernehmen für Albertino bestimmt hatten.

Ich sah sehr streng auf die Passionaria herunter, und von der Höhe meiner vierzig Jahre erschien sie mir mit ihren fünf Jahren noch kleiner und verbrecherischer.

Ich hielt eine lange betrübte Rede und zuletzt liess sie beschämt ihren Kopf hängen.

Und dann ging sie harmlos auf den Tisch zu, auf dem ich gerade herumwirtschaftete, stieg auf einen Stuhl und klebte mir mitten auf die Stirne ein rotes Zettelchen. Ihr Eigentum.

Und dann wusste ich nicht mehr, was ich sagen wollte und ging zurück in mein Bett mit dem roten Zettelchen auf der Stirn meines Kadavers.

Margerita schlief und hatte Träume frei nach Edgar Allan Poe, und auf einem Zipfel ihres Kopfkissens klebte ein grünes Zettelchen.

«Ja, ja, Margerita: „Hinauslehnern verboten.“»

(NPA)

(Aus: «Bleib in deinem D-Zug», Otto-Müller-Verlag, Salzburg)